Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Direkte tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½6 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 622. Montag den 6. December 1897. 91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 6. December.

Während diese Zeilen durch Setzer und Drucker der Veröffentlichung entgegengeführt werden, ist vielleicht im Reichstage Herr Dr. Lieber gerade dabei, eine Behandlung der **Marine-Vorlage durch das Centrum**, wie wir sie bereits in Aussicht gestellt haben, durch einen seiner rhetorischen Eiertänze einzuleiten. Eine Mittheilung eines Berliner Parlamentsreporters, deren gewundener und gezierter Ton die Herkunft von dem ebenso gefallsüchtigen wie hinterhältigen Centrumsführer deutlich erkennen läßt, bereitet darauf vor. „In der Centrumsfraction", so heißt es in dieser Mittheilung, „herrscht sehr starke Neigung, der Vorlage, namentlich in Bezug auf die Festlegung der finanziellen Forderungen für sieben Jahre Widerspruch entgegen zu setzen". Verschiedene Redner, besonders aus Süddeutschland, hätten schon am Freitag in der Fractionssitzung die sofortige Festlegung der Partei auf die Opposition verlangt. Dieser „Auffassung" sei jedoch von „leitenden Stellen", d. h. natürlich von Herrn Dr. Lieber, entgegengetreten und „die Politik der freien Hand für die nächste Zeit empfohlen" worden. „Den Führern", so heißt es weiter, „ist der Gedanke zum Bewußtsein gekommen, daß das katholische Volk eines gewissen Verständnisses für die Vertretung einer kräftigen Seepolitik sich erfreut und die in China gefährdete Sache der Mission einer Förderung seitens des Centrums bedarf. Das Centrum wird daher einstweilen die ihm unsympathischen Seiten der Vorlage in Beleuchtung stellen, sich aber nicht binden. In diesem Sinne wird der Abgeordnete Dr. Lieber das Wort nehmen." Mit anderen Worten: man wird seinen Patriotismus und seine Flottenfreundlichkeit zuerst in den hellsten Farben ausmalen, dann — der Anfang dazu ist schon gemacht — die Vorlage in der Presse „verrungenitzen" lassen und schließlich die Marine mit einem Butterbrode abspeisen, wenn die Regierung nicht mit großen Gegenleistungen aufwartet, was sie, wie wir zu wissen glauben, nicht will und schon deshalb nicht wollen kann, weil ein Handelsgeschäft mit den Ultramontanen jetzt größere Mißstimmung als je in weiten Volkskreisen erregen müßte. Dem „katholischen Volke" wird sein „gewisses Verständniß" durch die ultramontane Presse bald genug ausgetrieben sein und die selbstständigen Köpfe in der Centrumspartei, die, wie der Abg. Prinz Arenberg eben öffentlich bekundet hat, der Nothwendigkeit einer systematischen Flottenverstärkung Rechnung tragen möchten, werden für dieses Jahr kaum etwas ausrichten, wenn nicht die Regierungen derjenigen Einzelstaaten, in denen das Centrum seine meisten Anhänger hat, zu ganz außergewöhnlichen Mitteln zur Aufklärung der Wählermassen und zur Herbeiführung eines Druckes derselben auf die Inhaber der Mandate greifen. Leider soll dem Plane des Centrums durch die Verweisung der Marinevorlage in die Budgetcommission statt in einen besonderen Ausschuß noch Vorschub geleistet werden. Wir haben unserem Bedauern darüber, daß der sogenannte Seniorenconvent sich in diesem Sinne schlüssig gemacht hat, bereits Ausdruck gegeben. Auch in den „Berl. Neuest. Nachr." wird jetzt, offenbar aus nationalliberaler Feder, mit Nachdruck auf die vielleicht ausschlaggebende Bedeutung dieser formellen Behandlung hingewiesen und gleichfalls der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß die Angelegenheit in der Budgetcommission verschleppt werden solle. Die Entscheidung hat der Reichstag nach Schluß der heute beginnenden ersten Lesung zu treffen. Hoffentlich weicht sie von der des Seniorenconvents ab. Nur dann wird die bereits erklärte Bereitwilligkeit der nationalliberalen Fraction, allsogleich auf den Boden der Vorlage zu treten — ein Verhalten, dem sich die Conservativen sicherlich einmüthig anschließen werden —, eine leise Hoffnung auf ein Gelingen gewähren.

Durch die Wiedereinbringung seines **Jesuitenantrags**, durch den das Centrum die verbündeten Regierungen auf ihre Neigungen zu Concessionen prüfen will, kommen die demokratischen, socialdemokratischen und sonstigen Gegner des Jesuitengesetzes in eine fatale Lage. Sie sind fast durchgängig auch Gegner der Marinevorlage und hegen keinen heißeren Wunsch als den, daß das Centrum einmüthig gegen diese Vorlage stimmen möge. Nun muten ihnen aber die Herren Dr. Lieber und Genossen zu, die Aufhebung des Jesuitengesetzes den verbündeten Regierungen als eine heilige Pflicht darzustellen und sie auf diese Weise zu einer Erklärung zu drängen, die möglicherweise das Centrum bewegen würde, seine Opposition gegen die Marine-Vorlage fallen zu lassen. Das ist ein böses Dilemma, in das Eugen Richter, Bebel und die übrigen Herren gerathen, in deren Herzen die Abneigung wider das Ausnahmegesetz gegen die Jünger Loyola's ebenso tiefe Wurzeln geschlagen hat, wie die Abneigung gegen jede Verstärkung unserer Wehrmacht zur See und insbesondere gegen eine Verpflichtung zu planmäßiger Verstärkung dieser Macht. Was sollen sie nun thun? Sollen sie den Bundesrath drängen, dem Centrum eine Brücke zum Uebertritt in das Lager der „Flottenschwärmer" zu bauen, oder sollen sie diesmal mit gewichtigen Gründen für die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes eintreten, um das Centrum in der Opposition gegen das Flottengesetz erhalten zu helfen? Oder sollen sie wenigstens der betreffenden Verhandlung fern bleiben und das Centrum diesmal den Kampf um die Jesuiten mit den Vertretern der Regierung und den Freunden des Gesetzes allein ausfechten lassen? Jedenfalls ist die Spannung berechtigt, mit der man der Debatte entgegensieht. Vielleicht hilft aus der Klemme das Mittel der Beschlußunfähigkeit des Hauses, in dessen Anwendung die Majoritätsparteien des jetzigen Reichstags ja eine so große Virtuosität erworben haben; vielleicht entschließt man sich, öffentlich gegen das Jesuitengesetz zu donnern und im stillen Kämmerlein um Erfolglosigkeit dieser Reden zu beten.

Ausländische Blätter beschäftigen sich neuerdings nur allzugern mit den angeblichen Absichten Deutschlands auf **Haiti**. Es fehlt dabei nicht an Verdächtigungen der deutschen Politik, der auch diesmal ganz unverblümt Annexionsgelüste auf diese Insel zugeschrieben werden. Unter Anderen sind auch französische Blätter mit dieser Beschuldigung schnell bei der Hand gewesen. Es ist ziemlich klar, daß derartige Behauptungen Erfindungen der betreffenden Correspondenten sind. Zunächst ist es, schreibt die „Post", durchaus nicht ersichtlich, welches Interesse wir an einer Besetzung der Insel haben sollten. Der Werth derselben in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht steht in keinem Verhältniß zu den Ungelegenheiten, die wir uns dabei im Conflict mit anderen Mächten zuziehen würden. Uns gelüstet es deshalb in Deutschland in keiner Weise, Beherrscher der corrumpirten Negerrepublik mit ihrer arbeitsscheuen Bevölkerung zu werden. Ueber die Absichten der deutschen Reichsregierung ist auch den anderen Großmächten volle Klarheit gegeben worden. Daß Deutschland ein Recht auf volle Genugthuung für erlittene Unbill zu fordern hat, dürfte wohl auch kaum von einer der betreffenden Regierungen bestritten werden. Neuerdings ist allerdings viel von einer Stellungnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gegen die deutschen Forderungen gefabelt worden. Auch hier haben jedoch die Lügen, wie stets, kurze Beine. Die Haltung der nordamerikanischen Regierung ist eine durchaus correcte. Sie wünscht nichts, als durch maritime Maßregeln die Interessen ihrer Schutzbefohlenen gegen Uebergriffe zu vertheidigen, und hat in keiner Weise die Neigung, die Action Deutschlands zu durchkreuzen. Was Deutschland verlangt, liegt klipp und klar am Tage. Wir wollen keinen Landerwerb, weder in größerem noch kleinerem Umfang, sondern nur Entschädigung für die gegen Lüders und sein Eigenthum begangenen Gewaltthaten. Die dafür von der Republik zu entrichtende Summe dürfte allerdings einen Umfang erreichen, der den Kosten der maritimen Expedition Deutschlands zugleich mit entspricht. Sollten die Beherrscher Haitis es für gut befinden, zunächst dem deutschen Verlangen zu trotzen, so werden scharfe Maßregeln einer Verweigerung auf dem Fuße folgen und zwar in der Weise, daß zunächst die Küstenbefestigungen, bei weiterer Renitenz die Stadt mit den Regierungsgebäuden beschossen wird. Allerdings ist anscheinend gegründete Hoffnung auf eine schnelle Unterwerfung der Republik unter den Willen Deutschlands vor Anwendung der stärksten Mittel vorhanden.

Heute läuft der Termin ab, an welchem man in **Oesterreich-Ungarn** den von Baron Banffy angekündigten Gesetzentwurf erwartet, welcher die gemeinsame Angelegenheit der beiden Reichshälften bis auf die Festsetzung der Quote für 1898, welche dem Kaiser die Entscheidung zusteht, selbstständig regelt, nachdem es sich herausgestellt hat, daß das cisleithanische Abgeordnetenhaus nicht im Stande ist, sich seinerseits darüber zu einigen. Bis gestern hat Ministerpräsident v. Gautsch seine Bemühungen, eine Einigung zwischen den beiden feindlichen Gruppen herbeizuführen, fortgesetzt, aber man darf dieselben heute wohl als gescheitert betrachten. Die „N. Fr. Pr." berichtet darüber:

Die Jungtschechen verbreiten, die Verhandlungen seien nicht an der Sprachenfrage, sondern an den Forderungen der Linken, daß das Präsidium zurücktreten und die lex Falkenhayn beseitigt werden müsse, gescheitert. Richtig ist, daß die Jungtschechen die Taktik befolgten, in der Sprachenfrage äußerste Zurückhaltung zu beobachten und die beiden anderen Forderungen der Linken in den Vordergrund zu schieben, die sie bekämpfen und ablehnten. Eine Einigung in der Sprachenfrage ist nicht angebahnt; derselben wurde bisher nicht einmal näher getreten. Einen stark störenden Einfluß übten die böhmischen Feudalen aus, indem sie den autonomistischen Standpunct betonten und forderten, daß die Sprachenfrage, unter Ausschluß jeder anderen Lösung, nur im böhmischen Landtag geregelt werden dürfe.

Die behindernde Einwirkung des böhmischen Feudal-Adels soll sich dermaßen stark geltend gemacht haben, daß man denselben mit den bekannten Bestrebungen dieser Partei in Zusammenhang bringt, den Reichsrath wieder von den Landtagen abhängig zu machen und die directe Wahl in den Reichsrath durch die Wahl aus den Landtagen zu ersetzen. Man colportirt in Wien in dieser Richtung ganz bestimmte Aeußerungen einzelner Mitglieder des Feudal-Adels, welche die Tendenz dieser Partei bekundeten, eine Sistirung der parlamentarischen Thätigkeit zu bewirken, welche in ihrem Gefolge zu einer Sistirung der Verfassung und zu einer Octroyirung auf autonomistischer Grundlage führen sollte. Unzweifelhaft hat diese ablehnende Haltung des Feudal-Adels auch jene der Jungtschechen in hervorragendem Maße beeinflußt. Aus der Nothwendigkeit nun, ein selbstständiges Gesetz über das Ausgleichsprovisorium zu schaffen, erwächst aber eine weitere Gefahr sowohl für die ungarische Regierung, wie auch für die Basis, auf der die gemeinsamen österreichisch-ungarischen Institutionen beruhen, denn nach den Berichten aus Pest kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die ungarische Unabhängigkeitspartei die Frage der Stellung Ungarns zu dem Ausgleichsprovisorium und die Berathung über ein selbstständiges Gesetz als Hebel benutzen will, ihre Tendenzen, die auf die Personalunion hinauslaufen, zur Geltung zu bringen, und da von dieser Seite, falls Baron Banffy nicht scharf genug gegen Oesterreich Front machen sollte, angekündigt wird, erforderlichenfalls zur Obstruction zu greifen, so eröffnet sich die Perspective auf sehr schwere Kämpfe auch in Ungarn.

Die **belgische** Socialistin Alice Bron, die kürzlich aus der Redaction des Brüsseler „Peuple" ausgetreten ist und den Männern des Volkshauses den Rücken gewandt hat, legt in einer kleinen Schrift die Gründe dar, durch die sie zu diesem Schritt bewogen wurde. Als Vorsteherin der Armenverwaltung von Monceau lernte Frau Bron seinerzeit das Elend der unteren Classen näher kennen, und die begeisterte, anscheinend selbstlose Sprache, mit der die socialistischen Blätter für die Unterdrückten eintraten, führte sie in das rothe Lager. Das war vor dem Triumph der Socialisten bei den letzten Kammerwahlen; nachher aber lernte sie die Leute, die früher das Wohl des Volkes auf ihr Schild geschrieben, von einer andern Seite kennen, und heute ruft sie „den Strebern, die das Elend als Sprungbrett benutzen", zu: „Geht ihr einen Weg, ich gehe den meinen — wir können nicht mehr dieselbe Straße wandeln." Schon lange war das Vertrauen der Frau Bron in die Führer der socialistischen Arbeiterpartei erschüttert, aber sie wollte die Fehler, die Ungerechtigkeit dieser Volksbeglücker nicht sehen, sie wollte nicht an ihre unlauteren Absichten glauben. Als sie aber schließlich sich selbst wegen ihres Eintretens für das Volk von den Parteileitern in gedässigster Weise verfolgt sah, fielen ihr die Schuppen von den Augen, und sie legte ihre Mitarbeiterschaft an dem „Peuple", an dem sie drei Jahre thätig gewesen war, nieder. Lächerlich findet die Verfasserin den Eifer, mit der die junge socialistische Garde sich gegen den Eintritt in das Heer sträube, während diese jungen Leute durch ihren Uebergang zum Socialismus ihre ganze Freiheit einbüßten und weit schlimmer daran seien, als die Soldaten. Es wimmele in der Partei von Strebern. Diejenigen, die es zu Etwas brächten, würden völlig willenlose Werkzeuge einer eisernen Parteijucht, denen bei der geringsten Gehorsamsverweigerung die Thür gewiesen werde. Sie hielten aber etwas auf ihr lohnendes Mandat oder ihre Stelle, und da sei die außerordentliche Biegsamkeit ihres Rückgrats leicht erklärlich. Die Verfasserin fährt dann fort: „Sobald ein junger Bursche zwei Reden gehalten hat, hält er sich für reif für die Kammer und für berechtigt, später einen Sitz im Parlament zu verlangen, um dann ein Ministerportefeuille zu erlangen. Dabei schwebt ihm die Möglichkeit vor — und weshalb auch nicht? — einmal Präsident einer belgischen Republik nach dem Muster der französischen zu werden, und er sieht schon, wie er in der Staatskutsche spazieren fährt, den Zaren empfängt, Tänzerinnen liebt und von ihnen geliebt wird, Truppenschau

Feuilleton.

Das Wahrzeichen der Herrendorfs.

Roman von A. Migula.

1. Capitel.

Aus dem Hauptportal des herzoglichen Hoftheaters zu X. traten mehrere Officiere, mit lebhaften Worten und Gebärden ihrer Anerkennung über die herrliche Stimme und das vortreffliche Spiel des Gastes ausdrückend, der in Wagner's „Walküre" den Siegmund gesungen hatte. Sie schritten dabei langsam vorwärts, bis einer der jüngeren Lieutenants stehen blieb und lachend sagte:

„Ich merke schon, wohin es gehen soll, will mich daher hier verabschieden."

„Wahrhaftig, der solide Knabe geht wieder nach Hause!" — „Aber Fritz, was willst Du mit dem angebrochenen Abend anfangen, noch nicht viel über 11 Uhr, komme mit zu Lenz" — „Seien Sie doch kein solcher Duckmäuser, Herrendorf, Ihre Musterhaftigkeit macht Einen ja ganz schwindelig" — so tönte es lebhaft durcheinander, doch der junge Mann blieb fest und erwiderte scherzend:

„Mit meiner Musterhaftigkeit ist's nicht weit her, die braucht Niemand zu ängstigen, aber ich hatte in letzter Zeit anstrengenden Dienst und bin immer froh, wenn ich mich Abends niederlegen kann. Also auf ein anderes Mal."

„Na, das möchte ich doch erleben!" lachte Premierlieutenant Kühheim, „aber gehen Sie nur, Recht haben Sie ja eigentlich immer mit Ihren verschiedenen Entschuldigungen. Schlafen Sie sich recht gut aus, morgen früh um 4 Uhr müssen Sie ja wohl wieder raus?"

Herrendorf reichte dem Kameraden die Hand und wandte sich zum Gehen, als einer von ihnen seinen Arm berührte und sagte:

„Ich komme mit Dir, Fritz, denn offen gestanden bin ich zu einer Sitzung bei Lenz auch zu müde."

Er verabschiedete sich ebenfalls von den Herren und die beiden jungen Männer bogen in eine Seitenstraße, in der sie rasch vorwärts schritten.

„Es ist wirklich nett von Dir, Hugo, daß Du mich begleitest", nahm Fritz v. Herrendorf alsbald das Wort. „Ich fürchte nur, Du bringst mir ein Opfer, denn ich weiß, Du liebst lustige Gesellschaft und hättest ganz gern noch eine Stunde bei Lenz gesessen, denn an Deine vorgeschützte Müdigkeit glaube ich nicht recht."

„So wenig wie ich an die Deine", war Hugo Lehmann's lachende Antwort. „Du giebst zwar immer vor, müde zu sein, wenn Du von früh 4 Uhr auf den Beinen bist, und hast ja auch ein Recht dazu, was selbst Kühheim anerkennt, aber dann würdest Du doch nicht bis tief in die Nacht hinein an Deiner Arbeit sitzen?"

„Lieber Hugo, Du weißt recht gut —"

„Gewiß, gewiß, ich weiß sehr genau, daß Fritz Herrendorf von seinem Vater keinen Pfennig Zulage erhält, daß er trotzdem stets in seinen Finanzen am rangirtesten von uns Allen ist, was er durch „kleine, schriftstellerische Versuche", wie er seine ausgezeichneten Arbeiten bescheidener Weise nennt, möglich macht und daß er in Folge davon noch einmal als Kriegsminister enden wird."

„Nun, gegen diesen Abschluß meiner Carrière hätte ich nichts einzuwenden", lachte Herrendorf heiter, „indessen hat sich mein Ehrgeiz selbst in seinen kühnsten Träumen nie so hoch verstiegen."

„Wir werden's ja erleben! Aber Scherz bei Seite, ich wollte eigentlich von etwas ganz Anderem mit Dir reden, darum machte ich mich von den Kameraden los. Sag einmal aufrichtig, Fritz, ist Dir etwas Unangenehmes passirt?"

„Etwas Unangenehmes, weshalb?" lautete die erstaunte Gegenfrage.

„Nun, ich kann mich täuschen, aber mir schien es, als ob Dich eine besondere Unruhe quälte. Ich kenne Dich doch sonst als Kunstenthusiasten, und trotzdem warst Du heute während der ganzen Vorstellung entschieden zerstreut, obgleich der herrliche Gesang und das vollendete Spiel dieses „Siegmund" wahrhaftig die vollste Anerkennung verdient."

„Ja, dieser Siegmund!" seufzte Herrendorf tief auf.

„Sollte man nicht meinen, Du wärest ein kleiner Backfisch, dem „Siegmund" das Herz gestohlen?" rief Lehmann heiter aus. Fritz antwortete nicht, und als Lehmann ihn betroffen in das Gesicht blickte, sah er mit Staunen, wie ernst es war.

„Ich bitte Dich, Fritz, sprich Dich offen aus; Dein Wesen fängt an, mich ernstlich zu beunruhigen! Noch einmal: Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?"

„Nein, nichts Unangenehmes, aber allerdings Etwas, das alle meine Gedanken gefangen nimmt und mich im höchsten Grade erregt. Ich glaube wirklich, es wird eine Erleichterung für mich sein, wenn ich Dir Alles anvertraue, aber nicht hier auf der Straße, komme noch für ein Stündchen mit in mein Zimmer, da kann ich Dir in aller Ruhe erzählen, was mich so außergewöhnlich beschäftigt, — willst Du?"

„Natürlich, gern, Du setzest mich wirklich in die größte Spannung."

Nach wenigen Minuten war die Caserne erreicht, wo Lieutenant v. Herrendorf wohnte. Der Bursche hatte auf seinen Herrn gewartet, öffnete und leuchtete die Treppe hinauf.

„Bringe noch ein paar Flaschen Bier herein, Gottlieb, dann kannst Du gehen, ich brauche Dich für heute nicht mehr."

Als die beiden Freunde allein waren und es sich in der sehr einfach eingerichteten Junggesellenstube so bequem wie möglich gemacht hatten, begann Herrendorf:

„Du wunderst Dich, weshalb ich bei der Erwähnung Siegmund's seufzte? Ich will Dir das mit wenigen Worten erklären, weil ich nämlich über seine Person, das heißt über den Sänger Roland, ganz seltsame Vermuthungen habe; ich bin eigentlich beinahe überzeugt, daß er ein Vetter von mir ist."

„Ein Vetter von Dir? Aber Fritz, das ist ja nicht möglich, nach Allem, was man von der Vergangenheit dieses berühmten Sängers gehört hat."

„O, Du weißt, daß man von Dem, was man hört, nur die Hälfte glauben kann, aber immerhin, gerade diese Vergangenheit ist es, die meine Vermuthung bestärkt, die durch die seltsame Aehnlichkeit erweckt wurde."

Er sah sinnend vor sich hin, während sein Freund ganz im Banne des Erstaunens mit seinem Wort das Schweigen brach.

„Ja", fuhr Fritz endlich in seiner Erklärung fort, „wenn ich mir Alles überlege und zusammenstelle, so gewinnt die Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung immer mehr Boden und Du kannst Dir denken — doch nein, das kannst Du wohl kaum, da Dir ja die Verhältnisse so gut wie ganz unbekannt sind. Indessen, wenn es Dich interessirt, erzähle ich Dir, was ich selbst über diese Angelegenheit weiß."

„Natürlich, Du wirst begreifen, daß ich in der höchsten Spannung bin; sage mir aber vor Allem, wie Du auf diese Idee gekommen bist?"

„Diese Idee liegt eigentlich sehr nahe, wenn Du Dir den Mann genauer ansiehst. Trotz Schminke und Verkleidung hat er eine frappante, geradezu staunenerregende Aehnlichkeit mit meiner Cousine Inga."

„Um des Himmels Willen, doch nicht mit Fräulein v. Herrendorf von der Ringburg?"

„Ganz gewiß, mit Inga von Herrendorf, der Enkelin des alten Oberhofjägermeisters."

„Liebster Fritz, Du bist nicht bei Sinnen. Ich weiß, kein Mensch außer Dir findet da auch nur die allergeringste Aehnlichkeit, wie wäre es auch möglich."

„Sehr leicht ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, und Du wirst das selbst finden, wenn ich Dir sage, daß Ingas einziger Bruder seit zehn Jahren verschollen ist und man ihn als verlorenen Sohn betrachtet, dessen Name in der Familie nicht mehr genannt werden darf."

Ganz verblüfft starrte Lehmann seinen Freund an. Das waren allerdings Aufschlüsse, die er nicht erwartet hatte; er glaubte mit den Verhältnissen der Herrendorfs vollständig vertraut zu sein, seit er mit Fritz im Cadettenhaus treue Freundschaft geschlossen und von diesem in die Familie eingeführt, seit Jahren fast wie der Sohn des Hauses behandelt worden.

„Nicht wahr, das hast Du nicht ahnen können, lieber Hugo, und Du wirst mir nun zugeben, daß ich einige Berechtigung zu meinem Glauben habe. Anfangs hielt ich diese Idee ja auch für ganz wahnsinnig, aber sie ließ mich doch nicht los, und nun höre, wie ich dazu gekommen bin, sie schließlich für ganz vernünftig und möglich anzusehen. Ich muß dazu vorausschicken, was ich von jenen halbvergessenen Ereignissen, die der Flucht meines Vetters vorausgingen, behalten habe. Ich war damals noch sehr jung, entsinne mich aber seiner noch ganz genau, denn mein Vater war mit den Herrendorfs auf der Ringburg eng befreundet und alle Jahre brachten wir einige Sommerwochen auf dem alten Stammschlosse zu, das ja eigentlich alle Herrendorfs und wenn sie noch so entfernt verwandt mit dem Oberhaupte der Familie sind, als ihre Heimath betrachten. Mein Vetter Hans Roland, nach seinem Urgroßvater so genannt, drei Jahre älter wie ich, war, als ich ihn zum letzten Male sah, ein großer, schlanker Bursche von 16 Jahren, mit leichten, gewandten Bewegungen, einem offenen, frischen Gesicht und einer mächtigen, blonden Lockenfülle. Besonders bemerkenswerth an ihm waren — und das ist es, was ihn Inga so sehr ähnlich machte eine wirklich auffallend schöne, griechische Nase und fast schwarzblaue Augen, die im Gegensatz zu seinem heiter lachenden Munde meist sehr schwermüthig blickten. Der arme Kerl hatte wohl Ursache, traurig und ernst zu sein! Erst wenige Jahre zuvor war sein Vater im Kriege geblieben, seine Mutter hatte er, als er noch ein kleines Kind war, verloren und der Großvater soll ihn nie besonders geliebt haben; aus welchen Gründen, habe ich nie erfahren. Jedenfalls behandelte man ihn nicht liebevoll, und die junge Frau namentlich, die Onkel Siegfried noch in späten Jahren geheirathet hat, alle die jetzige Frau von Herrendorf von der Ringburg, soll Alles daran gesetzt haben, ihm den Aufenthalt in seinem Vaterhaus ganz unerträglich zu machen. So sagte wenigstens mein Vater, der stets eine besondere